Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, [1813?]

[Voegel]

urn:nbn:de:bsz:31-263438

Visual Library

Seltene Vögel.

Fig. 1. Der Amerikanische Strauß.

(*Struthio Rhea.*)

Wir lernten im ersten Bande Nro. 3. den Afrikanischen Strauß kennen, den man sonst für den einzigen seiner Art hielt. Vor nicht langer Zeit aber hat man auch noch in der neuen Welt in Südamerika die zweyte Art gefunden, so daß wir nun einen Strauß der alten, und einen der neuen Welt kennen — Von letzterem liefern wir hier eine getreue Abbildung. Der Amerikanische Strauß, der ausgewachsen eine Höhe von 6 Fuß erreicht, und mit ausgespannten Flügeln 8 Fuß mißt, bewohnt in Südamerika vorzüglich die Guiana, das Innere von Brasilien, Chili, die unermeßlichen Wälder an der Nordseite des la Plata-Flusses und die weiten Sandstriche südwärts von diesem Flusse. Er nährt sich so wie der Afrikanische Strauß von mehreren Früchten und Körnern. Die Farbe seines Gefieders ist Erdbraun, welches heller und dunkler abwechselt; die langen innern Rückenfedern sind weiß. Er fliegt eben so wenig als der Afrikanische, und hat anstatt der Flügel an beyden Seiten nur Büschel schmaler dünner Federn; darunter erheben sich längere, die sich über den Rücken hinkrümmen, und den After bedecken, denn einen eigentlichen Schwanz hat er nicht. Von den Federn ist bis jetzt noch kein Gebrauch gemacht worden. Die Füße haben drey vorwärts stehende Zehen; welches ihn vorzüglich von dem Afrikanischen unterscheidet, der nur zwey Zehen hat. Er läuft so schnell, daß ihn kein Jagdhund einholen kann; doch fängt man ihn mit List in aufgestellten Netzen.

Sein Fleisch ißt man in Amerika.

Fig. 2. Der schwarze Schwan von Neuholland.

(*Anas plutonia.*)

Seit der Entdeckung dieses merkwürdigen Vogels kommt das Sprichwort: schneeweiß wie ein Schwan diesem Vogel nicht mehr ausschließend zu, denn man hat seit einem Jahr-

1

2

gebend gerade das Gegentheil davon, einen glänzend schwarzen Schwan entdeckt, der die Seen in Neuholland und die benachbarten Inseln bewohnt. Dieser seltene Vogel, der im Ganzen die Größe und die Lebensart des weißen Schwanes hat, unterscheidet sich durch sein ganz schwarzes Gefiedrr, das nur an den Schwungfedern gelblich weiß ist; auch hat er einen schlankern Hals, als der weiße Schwan. Der etwas längere Schnabel ist schön hochrothgefärbt, und die kahle Haut davon erstreckt sich bis hinter die Augen.

Seltene Vögel.

Der Amerikanische Strauß.

(*Struthio Rhea.*)

Dieser merkwürdige Vogel führt bey den Reisebeschreibern gar verschiedene Namen. Man nennt ihn den amerikanischen, den südamerikanischen, den abendländischen, magelhanischen und guianischen Strauß, auch Bastardstrauß, Straußkasuar u. s. w. Tuju, Suri, Sailli-an, Tardu, Tandu und andere mehr sind Benennungen, welche dieser Vogel in verschiedenen Provinzen von Südamerika führt. Büffon, der in manchen Stücken seinen Hypothesen zu viel Gewicht beylegt, will diesen Vogel für keinen Strauß gelten lassen, indem dieser seiner Meinung nach, nur der alten Welt angehört, von wo er, da ihm das Fliegen versagt sey, nicht hätte nach Amerika hinüber kommen können. Man sieht leicht, auf welchen Gründen Büffon's Meinung sich stützt. Konnte denn die Natur in Amerika nicht ein eigenes Thier hervorbringen, was zwar specifisch von dem Strauße der alten Welt verschieden, aber doch dem Geschlechtscharakter nach mit keinem Vogel größere Aehnlichkeit hatte, als mit demselben? Der Augenschein lehrt auf den ersten Blick, daß unser amerikanischer Vogel mit den afrikanischen Straußen nahe verwandt ist. Der gerade, eingedrückte, am Ende abgerundete, kegelförmige Schnabel; die zum Fliegen völlig ungeschickten Flügel; die zum Laufen eingerichteten, bis über die Knie kahlen Beine; die Größe und die ganze Gestalt des Vogels beweisen dies unwiderleglich. Man kann demnach mit allem Rechte diesen amerikanischen Vogel für eine Gattung des Straußengeschlechtes ansehen, welche sich als Gattung durch die dreyzehigen Füße und durch den hinterwärts befindlichen schwielichten Knorren auszeichnet, der statt einer Ferse dient.

Der amerikanische Strauß, welchen man bis jetzt für den größten Vogel der neuen Welt ansehen muß, hat nicht völlig die Größe des afrikanischen. Ein alter erreicht vom Fu-

ße bis zum Scheitel die Höhe von 6 Fuß. Die Flügel messen ausgespannt 8 Fuß in der Breite. Der Hals ist nach Proportion eben so lang, der Kopf eben so klein, und der Schnabel so platt, wie beym afrikanischen Strauße; doch gleicht der Kopf mehr einem Gänsekopfe, und eben so der Schnabel dem Gänseschnabel. Die Augen sehen schwarz aus, und die Augenbraunen sind mit Haaren versehen; der Kopf ist mit Federn bedeckt; der 2 Fuß und 8 Zoll lange Hals ebenfalls. Die Flügel bestehen nur aus zerschlissenen kleinen Federn, die gar nicht zum Fluge dienen; die langen Steißfedern beugen sich über dem Rücken hin, und bedecken den After; eigentliche Schwanzfedern wird man nicht gewahr. Die Farbe muß nicht an allen Individuen gleich seyn: denn nach Latham sind der Rücken und die Flügel dunkelbraun, der übrige Körper aber ist weiß. Nach der vorliegenden Figur ist das ganze Gefieder erdbraun, unten heller und nur die innern Steißfedern sind weiß. Wahrscheinlich war das Original, nach welchem die Figur kopirt ist, von einem noch nicht völlig ausgewachsenen Vogel. Die Schenkel und Beine sind schwarzbraun; die 3 Zehen stehen vorwärts. Der Schenkel soll an Dicke Mannsschenkeln nichts nachgeben.

Wenn dieser Vogel auf freyem Felde läuft, so hebt er bald den linken, bald den rechten Flügel in die Höhe; ohne daß man genau errathen kann, in welcher Absicht dies geschieht; doch zweifelt man nicht, daß dadurch der schnelle Lauf des Vogels noch beschleunigt werde. Ein Jaghund ist nicht leicht im Stande, ihn einzuholen. Mit Gewalt ists daher fast unmöglich, diesen Vogel zu erjagen; die Wilden müssen sich seiner mit List zu bemächtigen suchen, und dies thun sie vermittelst der Netze, welche sie so aufstellen, daß er hinein getrieben werden kann. Man erzählt, daß einer dieser Straußen, als ihm auf der Jagd von den ihm voreilenden Hunden der Paß verrennt schien, mit solcher Heftigkeit auf diese Thiere hinlief, daß sie dadurch stutzig gemacht wurden, und ihm Zeit ließen, nach dem Gebirge zu entfliehen.

Der amerikanische Strauß ist im südlichen Amerika, doch nicht in allen Provinzen desselben, einheimisch. Nach Markgrav ist es eine Seltenheit, ihn in der Gegend von Fernambuck zu sehen. Dasselbe gilt auch von Peru und überhaupt von allen bevölkerten Küsten. In Guiana ist er unstreitig am häufigsten; viele dieser Vögel gibt es ferner im Innern von Brasilien, in Chili, in den ungeheuern Wäldern auf der Nordseite des Platastusses und den unermeßlichen Sandstrichen, welche sich südwärts von diesem Flusse verbreiten: ferner in dem Lande, das seinen Namen von dem Entdecker Magelhaens führt, ja bis an die Küste der magelhanischen Meerenge. Da, wo die Menschen das Land in Besitz nehmen, verliert sich dieser Vogel allmählich: denn außerdem, daß die Menschen viele davon erlegen, zieht er sich auch zurück nach den unbewohnten öden Gegenden.

Genaue Nachrichten von der Lebensart des amerikanischen Straußes fehlen uns noch, indeß ists nicht unwahrscheinlich, daß er darin dem afrikanischen Strauße ähnlich sey. Nach

Markgrav besteht seine Nahrung in mancherley Früchten, Körnern und Fleisch. Man sieht aber nicht ein, wie die Natur einem Vogel, der nicht fliegt, und keine eigentliche Waffen zum Rauben hat, Fleisch zur Speise anweisen konnte! Vielleicht verschlingt er bey dem ihm muthmaßlich ebenfalls eigenen stumpfen Geschmack nur gelegentlich und aus Heißhunger ein Stück Fleisch, so wie der afrikanische Strauß sogar Steine, Eisen und was ihm vorkommt, verschluckt. Was die Reisenden von der Fortpflanzung dieses Straußen, von der Anzahl und Ausbrütung seiner Eyer erzählen, ist noch unzuverlässiger. Einige behaupten, wie man dies ehemals auch von dem afrikanischen Strauß glaubte, daß nicht der Vogel selbst, sondern die Sonne sie auf dem bloßen Sande ausbrüte; andere versichern, brütende Vögel dieser Gattung mit 19 Eyern im Neste gefunden zu haben. Die erst ausgekommenen jungen Strauße sollen so wenig scheu seyn, daß sie dem Menschen, der ihnen aufstößt, nachlaufen, und nur dann, wenn sie durch Erfahrung von der Gefahr belehrt sind, die Wildheit ihrer Aeltern annehmen.

In Amerika genießt man das Fleisch dieser Vögel, welches von nicht zu alten recht gut schmecken soll. Wahrscheinlich ließen sie sich zähmen, und mit angemessenem Futter mästen. Die Federn, deren eigentliche Beschaffenheit und Bau die Reisebeschreiber nicht angeben, sind zu nichts zu gebrauchen.

Der schwarze Schwan von Neuholland.

(*Anas plutonia*)

Der Ausdruck schwarzer Schwan kommt uns, die wir mit dem Begriffe des Schwans bisher nur immer Schneeweiße verbanden, eben so sonderbar vor, als der: weißer Rabe; indeß hat die neuere Naturkunde unter den Gänse- und Entengattungen, zu denen auch der weiße Schwan gehört, wirklich einen Vogel aufzuweisen, der bey der ungefähren Größe, bey der Gestalt, der Lebensart und andern Eigenschaften des weißen Schwans ein pechschwarzes Gefieder trägt. Dieser seltene Vogel bewohnt die Seen auf Neuholland, und die benachbarten Inseln. Er ist größer als der Singschwan (*anas cygnus*); sein Schnabel ist vom schönsten Hochroth; die kahle Haut, welche die Wurzel des Schnabels umgibt, erstreckt sich weit über die Stirn hinaus, und läuft hinter den Augen fort. Die obere Kinnlade ist an der Spitze schwarz, und nicht weit davon sieht man nach oben hin, einen gelblichen Fleck. Die Schenkel sind schwarz; die Beine mit den Schwimmfüßen etwas blasser.

Das ganze Gefieder ist vom dunkelsten Schwarz und sehr schön; nur die Schwungfedern sind gelblich weiß.

Der schwarze neuholländische Schwan gleicht in seinen Sitten und Betragen dem unserigen vollkommen. Er schwimmt mit eben dem Anstande, zeigt eben den edlen Stolz, und weiß eben so mannigfaltig die Haltung seines Körpers zu verändern, als dieser. Wahrscheinlich nährt er sich von ähnlichen Dingen, und pflanzt sich auf die nämliche Art fort.

Wachteln verschiedener Art.

Die Wachteln gehören auch zum Geschlechte der Waldhühner, wie die Rebhühner, und in ihrem ganzen Bau, Lebensart und Aufenthalte zeigen sie mit den letztern eine nahe Verwandtschaft.

Fig. 1. Die gemeine Wachtel.

(*Tetrao coturnix.*)

Die gemeine Wachtel, als schmackhafte Speise und als angenehmer Stubenvogel allgemein bekannt, bewohnt fast die ganze alte Welt; denn vom Vorgebürge der guten Hoffnung an, bis nach Island, vom westlichen Ende von Europa bis nach China hin, findet man sie. Ihre Länge beträgt 8 Zoll, und die Farbe ihres Gefieders besteht aus einer angenehmen Mischung von Schwarzbraun, Rostbraun, bald heller bald dunkler, gelblich und schmutzig Weiß. Sie hält sich vorzüglich gern in Waitzenfeldern auf, wo sie auch nistet, und 8 bis 14 Eyer ausbrütet. Ihre Nahrung besteht, wie die des Rebhuhns, in Körnern, mehrerley Gesämen und Insecten. Sie gehört in Deutschland zu den Zugvögeln, denn gegen Ende des des Septembers und Anfang Octobers zieht sie des Nachts in Schaaren weg, bringt den Winter in Afrika zu, und kehrt erst im Anfang des Maies zu uns zurück. Auf ihrer Reise wird die gemeine Wachtel an den Küsten des mittelländischen Meeres und auf den nahegelegenen Inseln, wo sie zweymal des Jahrs in ungeheuern Schaaren ankommen, und ermattet von der weiten Seereise ausruhn, tausendweise gefangen.

Fig. 2. Die Haubenwachtel.

(*Tetrao cristatus.*)

Die Haubenwachtel bewohnt Mexico und Guiana, hat die Größe und Gestalt unserer Wachtel, unterscheidet sich aber von ihr durch den zollangen Federbusch am Oberkopfe, und durch die verschiedene Färbung ihres Gefieders, welches am Halse und Bauche rothbraun ist. Die schmutzigbraunen Flügelfedern sind weiß gesäumt.

1
2
3
4
5
6

Fig. 3. Die chinesische Wachtel.

(*Tetrao sinensis.*)

Diese kleine Wachtelart ist nur 4 Zoll lang und bewohnt China nebst den philippinischen Inseln. Die Hauptfarbe ihres Gefieders ist dunkelrothbraun; der Hals ist weiß, und hat an der Kehle ein schwarzes Band. Die Chinesen tragen sie im Winter mit sich, um die Hände daran zu wärmen.

Fig. 4. Die schwarzhalsige Wachtel.

(*Tetrao nigricollis.*)

Sie lebt auf der Insel Madagaskar, und hat die Größe unserer Wachteln, ist auf dem Rücken schwarzbraun, auf den Flügeln aber rothbraun und weiß gescheckt, Bauch, Schenkel und After sind aschfarben, die Seiten der Brust gelbroth, die Kehle schwarz. An den Füßen fehlt ihr die Hinterzehe.

Fig. 5. Die louisianische Wachtel.

(*Tetrao mexicanus.*)

Sie hat die Größe der vorigen, und lebt in Mexico, Louisiana und andern amerikanischen Ländern. Sie hat einen rothen Schnabel und Füße, unter dem Auge einen schwarzen Streif; Rücken und Flügel sind roth- und gelbbraun; Hals und Bauch weiß, mit wellenförmigen Flecken.

Fig. 6. Die maluinische Wachtel.

(*Tetrao falklandicus.*)

Sie bewohnt die maluinischen oder Falklands Inseln, und ist so groß, wie die gemeine Wachtel. Der Schnabel ist bleyfarben, die Füße sind rothbraun, der Bauch weiß, und der übrige Körper bräunlich-gelb gefärbt.

Wachteln verschiedener Art.

Die gemeine Wachtel.

(*Tetrao coturnix.*)

Daß die Wachtel mit dem Rebhuhn nahe verwandt ist, zeigt der erste Anblick. Auch bei näherer Untersuchung ergibt sich dies, und diese Aehnlichkeit betrifft nicht allein die äussere Gestalt, sondern auch die Sitten und Lebensart. Die ganze Länge dieses Vogels ist 8 Zoll; der Schwanz mißt noch nicht 2 Zoll, und die Breite der ausgespannten Flügel beträgt 15½ Zoll. Der Schnabel ist 5 Linien lang, fast wie ein Hühnerschnabel, im Sommer dunkelhornfarben, im Winter mehr aschgrau. Die Nasenlöcher, welches längliche Ritzen sind, deckt eine aufgeblasene Haut. Die Augen haben einen braungelben Ring und schwarzen Stern; die Beine sind geschuppt und hellfleischfarben. Den Kopf decken schwarzbraune rostfarbene gerändete Federn; auf beiden Seiten läuft von den Nasenlöchern bis zum Nacken hin ein gelblich weißer Strich, der nach hinten an Breite zunimmt; ein schmalerer von gleicher Farbe zieht sich der Länge nach über die Mitte des Scheitels. An den Seiten des Halses sitzt ein gelblich weißer Fleck. Der Oberhals und der obere Theil des Rückens ist schwarzbraun und rostfarben gefleckt, mit einem weißen Strichelchen. Auf dem übrigen Theile des Oberleibes sind die Federn auch schwarzbraun, aber mit rostfarbenen Rändern, mit sehr schmalen winklichen hellrostfarbenen Querlinien und auf den Seiten mit einzelnen länglichen Strichen von gleicher Farbe, die auf jeder Seite am Rücken bis zum Schwanz hinab zwei breite Längsstreifen bilden. Die Kehle ist vor der ersten Mauserung schmutzig weiß, nach derselben bis zur zweiten rostfarben, mit zwei kastanienbraunen Bändern umgeben. Unterhals und Brust sind blaßrothfarben, mit einem weißen Längsstrich oben auf jeder Feder; der Bauch ist schmutzig weiß; die Schenkel sind röthlich grau; die Seiten kastanien-

braun mit zweifachen breiten Streifen, welche von schmälern schwarzen eingefaßt werden. Die Flügeldeckfedern sind röthlichgrau, zum Theil mit blaßrostfarbenen Querlinien und einzelnen Strichen; die Schwungfedern dunkelgrau mit schmalen rostfarbenen Querbinden gezeichnet. Der Schwanz ist niederwärts gekrümmt, dunkelbraun, mit einigen rostfarbenen weißen Querbinden.

Das Weibchen kann man vorzüglich an der Kehle erkennen, welche blos weißlich ist, und einen schwarzbraunen Fleck des Männchens nicht hat. Sein Rücken ist dunkler, die Brust heller, aber schwärzlich gefleckt.

In Deutschland ist dieser Vogel allenthalben, wo Waizenfelder sind, bekannt genug. Er scheint über der ganzen alten Welt verbreitet zu seyn; denn man trifft ihn vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Island hinauf an, und von dem äussersten Ende Europens im Westen bis nach China hin. Fast alle Reisende erwähnen seiner. In Amerika hat man ihn aber noch nirgends gefunden. Auf den Inseln des mittelländischen Meeres kommen die Wachteln auf ihren Zügen zweimal des Jahres in ungeheurer Menge an. Der Bischof der Insel Capri zieht seine Haupteinkünfte von diesen Vögeln, und wird daher Wachtelbischof genannt. Daß aber die Thiere, welche die Israeliten auf ihrer Wanderschaft durch die arabischen Wüsten aßen, nicht Wachteln, wie es Luther irrig übersetzt, sondern Heuschrecken waren, ist bereits anderswo erinnert worden.

Die Wachtel ist in unsern Gegenden ein Zugvogel, wie jeder weiß. Sie zieht am Ende des Septembers, oder höchstens mit dem Anfang des Octobers ohne Zweifel des Nachts in Schaaren mit dem Nordwestwinde aus Deutschland weg, und kommt — selten im April, sondern meistens erst mit dem Anfange des Maies — mit dem Südostwinde zurück. Man will hieraus schließen, daß sie in dem wärmern Asien überwintern; allein wahrscheinlicher thut sie dies in Afrika; denn eben daher bedeckt sie auf ihrer Reise über das mittelländische Meer gleichsam die Inseln desselben, um hier auszuruhen. Wenn die Wachteln über das Meer herkommen, und sich an den Küsten niederlassen, so sind sie so ermüdet, daß man sie beinahe mit Händen greifen und mit geringen Anstalten in Menge fangen kann. An der Westküste des Königreichs Neapel fing man einst in einem Umkreise von 4 bis 5 italienischen Meilen an Einem Tage hunderttausend Stück. Auch auf den Küsten der Provence lassen sie sich in unbeschreiblicher Anzahl im Frühjahre und im Herbst nieder, und man bringt dann öfters eine Menge derselben in Kasten mit Fächern lebendig nach London, wo sie verspeist werden.

Die Wachteln, welche man eingesperrt im Zimmer oder in einem Käfig hält, bezeigen sich um die Zeit der Wanderung, im Frühjahre und Herbst sehr unruhig, laufen hin und her, und fliegen nach der Decke ihres Behältnisses mit solcher Heftigkeit, daß sie zuweilen dadurch betäubt niederfallen. Besonders ängstigen sie sich des Nachts sehr, und sind dann

am Tage abgemattet und traurig. Wahrscheinlich verlassen sie uns nicht bloß, weil sie Mangel, sondern auch weil sie die Winterkälte fürchten, die ihnen eben so, wie große Hitze, zuwider ist.

Die Wachtel ist in vieler Hinsicht ein angenehmer Vogel. Seine Gestalt, sein glattes Gefieder, die Stimme, die das Männchen um die Erndtezeit und vorher hören läßt, und der niedliche Gang, wobei er mit dem Kopfe nickt, verschaffen ihm viel Liebhaber. Außer der gewöhnlichen Stimme, die wie Packbawack! oder nach Andern wie Pickwerwick lautet, geben beide Geschlechter noch verschiedene Töne von sich. Im Auffliegen machen sie ein ähnliches, obwohl schwächeres Geräusch mit den Flügeln, wie die Rebhühner. Da ihre Flügel ebenfalls nicht sehr lang sind für die Größe des Körpers, so fliegen sie zwar schnell, halten aber nicht lange aus. Sie sind scheu, und lassen sich nicht nahe kommen; auch halten sie sich am Tage gern versteckt und im Dunkeln auf. Wenn sie einer sich nahenden Gefahr nicht ausweichen können, tucken sie den Kopf nieder, und verstecken ihn, gleich als schützte sie dies vor ihrem Feinde. Daß sich ihr Alter weit über 4 Jahr erstreckt, welches Einige verneinen, ist wenigstens von Eingefangenen hinlänglich bewiesen.

Die Nahrung haben die Wachteln mit den Rebhühnern gemein. Sie fressen nämlich allerlei Getreidekörner und Gesäme, z. B. Waizen, Hirse, Heidekorn, Rübsaat, Hanf, Mohn und dergl.; Gerste und Hafer nehmen sie in der Gefangenschaft nur im Nothfall an. Mohn lieben sie am meisten. Sonst fressen sie auch Brod und Semmelkrumen, grüne Saat, Braunkohl, Gerstenschrot mit Milch. In der Freiheit verzehren sie viele Insekten und Würmer, die ihnen sehr wohl bekommen. Wassersand ist ihnen zum Baden nothwendig.

Man sagt, daß die Wachteln in Polygamie leben; allein dies ist nicht wahrscheinlich, denn man fängt vermittelst des nachgeahmten Locktons beider Geschlechter nur immer ein Paar auf jedem Standorte. Hielten sich mehrere Weibchen zu einem Männchen, so müßte man auch mehrere derselben fangen. Die Männchen sind äußerst hitzig, und kämpfen zur Zeit der Paarung mit ihren Nebenbuhlern aufs heftigste; ja, auch die Weibchen werden nicht verschont, wenn sie sich der Paarung weigern. Uiberhaupt ist die Wachtel ein unverträglicher Vogel, der mit seines Gleichen im Zimmer und Käfig beständig streitet. Viele picken einander die Augen aus, und tödten sich sogar. — Sie brüten nur einmal im Jahr. Das Weibchen legt 8 bis 14 grünlich-weiße, olivenbraun gefleckte und besprengte Eier in ein ausgescharrtes und mit einigen Halmen ausgelegtes Erdloch. Nur selten findet man es anderwärts, als auf einem Waizenfelde, oder im Rübsaat. Die Jungen sind wenigstens hier in unsern Gegenden ausgebrütet, wenn der Waizen gemähet wird; daher auch die Schnitter viele antreffen und fangen. Die Brütezeit dauert an 3 Wochen. Die Jungen laufen bald nach dem Ausschlüpfen fort. Sie sind wolligt, und werden von der Mutter

unter ihren Flügeln erwärmt. Mit ihr gehen sie auch auf Nahrung aus, und lernen durch Anweisung derselben sich bald allein versorgen; daher kann man sie auch nach 8 Tagen mit hingeworfener Hirse, mit Mohn und andern kleinen Saamenkörnern leicht aufziehen. Der Vater kümmert sich wenig oder gar nicht um seine Familie.

Die Wachteln mausern sich zweimal des Jahres, im Herbst und im Frühjahr. Der Federwechsel dauert nur gegen 4 Wochen, und im Frühjahre fallen auch nicht immer alle alte Federn, sondern nur ein Theil derselben aus. Die Mauserung geht allemal ihrem Wegzuge voran. Die Jungen beiderlei Geschlechts sind fast ganz gleich gezeichnet, und es gehört viel Erfahrung dazu, ein noch ungemausertes Männchen von dem Weibchen zu unterscheiden.

Im Zimmer werden sie bisweilen krank; besonders haben sie mit andern Stubenvögeln die Epilepsie gemein. Man behauptet auch, daß sie in der Freiheit diesem Uibel, hauptsächlich nach dem Genusse giftiger Pflanzen, unterworfen wären. Die Eingesperrten taucht man während des Anfalls in kaltes Wasser, welches gewöhnlich hilft. Wenn sie nicht immer Wassersand haben, so nisten sich auf ihrer Haut leicht gelbliche Milben ein, die ihnen, bei starker Vermehrung, die besten Säfte wegzehren. Sonst ist die Wachtel in ihrer Freiheit vielen Nachstellungen und Gefahren ausgesetzt. Da sie sich bloß auf der Erde aufhält, so beschleichen sie Füchse, Iltisse, Marder, Katzen und andere Raubthiere; auch durch die Klauen der Raubvögel, der Raben und Krähen, kommen viele alte und junge Wachteln ums Leben. In vielen Ländern wird ihnen von Menschen sehr nachgestellt. Sie gehören zur niedern Jagd, und dürfen nur von dazu bestimmten Personen für die Küche gefangen werden. Dieß geschieht auf verschiedene Art.

Im Frühjahre, wenn sie ankommen, fängt man sie auf Waizenfelder mit dem Tiraß, einem 8 Klafter breiten und 7 Klafter langen Netze, und dem vorstehenden Hunde, welcher die Wachtel aufsucht, die sodann mit dem Tiraß bedeckt wird.

Die Vogelsteller wissen vermittelst einer Lockpfeife, mit welcher sie die Stimme des Weibchens nachahmen, die Männchen sehr geschickt zu fangen. Sie bedienen sich dazu eines Garns, welches so aufgestellt wird, daß die Wachtel auf der einen Seite einlaufen kann, indeß die übrigen am Boden befestigt sind. Der Fang muß bei trockener Witterung geschehen, weil sonst die Wachtel nicht läuft, sondern fliegt. Der Vogelsteller schleicht sich da, wo er ein Männchen schlagen hört, auf 50 Schritte nahe hinzu, steckt das Garn hin und stellt sich einige Schritte hinter dasselbe. Sobald die Wachtel zu schlagen anfängt, läßt er vermittelst seiner Pfeife zwei bis dreimal den Ton hören, den das Weibchen zur Zeit der Paarung von sich gibt. Trift man den Ton recht, so läuft das Männchen gerade nach

der Stelle hin, wo er herkommt, und geht ins Netz, doch verfehlt es dasselbe auch bisweilen. In diesem Falle schleicht man sich auf die entgegengesetzte Seite, und pfeift von neuem. Statt der Pfeife kann man auch ein Wachtelweibchen hiezu brauchen. Dieses wird in einen Wachtelkäfig gethan, und in demselben im Getreide auf einen Stock gehängt. Rings umher steckt man einige Steckgarne. Wenn das eingesperrte Weibchen die Männchen schlagen hört, läßt es sogleich auch seine Stimme hören, wodurch jene ins Garn gelockt werden. Der Kürze wegen übergehen wir hier die übrigen Arten des Wachtelfangs. In China weiß man sich ihrer im Fluge vermittelst Garne zu bemächtigen, die mit vieler Geschicklichkeit gehandhabt werden.

Diejenigen Wachteln, welche man zu seinem Vergnügen hält, läßt man entweder in einem Zimmer frei umher laufen, oder steckt sie in einen dunkeln Käfig, der oben mit Wachsleinwand gedeckt ist. Dies letztere ist darum nöthig, weil sich diese Vögel sonst leicht den Kopf einstoßen, zumal wenn die Zeit der Wanderung kommt. Die mehresten Männchen wiederholen ihr Pickerwick nur 6, 7 bis 8 mal hintereinander. Es soll aber auch einige geben, die dies 12 bis 15 mal thun. — Die Alten belustigten sich gern mit den Wachtelkämpfen, welche auch noch jetzt in einigen Städten Italiens und in China sehr beliebt sind. Um die Vögel dahin zu bringen, futtert man zwei Männchen abgesondert recht gut, und stellt sie dann auf beide entgegengesetzte Enden einer langen Tafel einander gerade gegen über. Der Gegenstand des Streits sind einige Hirse- oder Mohnkörner, welche man ihnen vorwirft. Sogleich entsteht ein Kampf zwischen beiden; sie fahren blitzschnell zusammen, picken mit den Schnäbeln auf einander los, und hören damit nicht eher auf, als bis der Schwächere dem Uiberwinder den Kampfplatz überläßt. Solon befahl, daß Kinder bei diesen lächerlichen Zweikämpfen sollten zugelassen werden, damit durch den Anblick derselben ihr kriegerischer Muth angefacht würde, und der Kaiser August verurtheilte einen ägyptischen Statthalter darum zum Tode, weil er eine im Kampfe berühmte Wachtel hatte auf seine Tafel bringen lassen. Die Chineser stellen Wetten dabei an, wie die Engländer beim Pferderennen. Daß sie dieselben im Winter in den Händen tragen, um diese daran zu erwärmen, ist bereits bei der Beschreibung des Rebhuhns bemerkt worden.

Das Fleisch der Wachteln ist sehr wohlschmeckend, und wird auf den Tafeln der Reichen geschätzt. Die Alten hielten es irriger Weise für ungesund, weil diese Thiere der Epilepsie unterworfen seyn sollen. Nur ihr Fett, womit sie im Herbst gut versehen sind, ist schwachen Magen schwer verdaulich. Man richtet sie wie Rebhühner zu; auf den Inseln des mittelländischen Meeres legt man sie auch in Essig, wodurch sie besonders schmackhaft werden. In manchen Gegenden mästet man sie, bevor man sie verspeist. Daß sie bisweilen giftig und ihr Fleisch dann schädlich sey, ist vermuthlich ein Mährchen: denn die giftigen Kräuter, Schierling, Eisenhütlein und andere, nach deren Genuß diese giftige Eigen-

schaft entstehen soll, frißt sicher keine Wachtel, und vermuthlich würden sie ihr auch nicht gut bekommen. Die Alten hegten überhaupt viele thörigte Meinungen von den Wachteln, die sich auch noch jetzt hie und da finden. So fabelte man, daß der Hahn sich mit dem Krötenweibchen begatte, daß eine Wachtel nicht zu trinken brauche, daß sie das Wasser trübe mache, ehe sie tränke u. s. w.

Durch ihren Fraß thut die Wachtel wenig Schaden, und sonst weiß man keinen andern von ihr. — Die Vogelsteller unterscheiden einige Spielarten, welche aber nur auf dem Unterschied des Alters beruhen. Ihre sogenannte Sandwachtel ist nichts, als eine zweijährige gewöhnliche Wachtel; die Mohrenwachtel eine sehr alte: Kehle, Backen, und fast der ganze Kopf sind bei ihr schwarzbraun. Die große polnische Wachtel ist vermuthlich nur eine größere Spielart; von der ganz weißen oder gelblich weißen ist es gewiß.

Die Haubenwachtel.

(*Tetrao cristatus.*)

Dieser ausländische Vogel ist so groß, wie unsere Wachtel, und zeichnet sich vornämlich durch den langen Federbusch aus, der einen Zoll lang hinter dem Oberkopfe hinausreicht. Der braune starke Schnabel ist etwas kürzer, als an der gemeinen. Der ganzen Gestalt nach kommt diese Wachtel mit der unsrigen überein; aber ihre Zeichnung ist anders. Der Scheitel nebst dem Federbusche und das Kinn sehen rothgelb aus; die Wangen, der Hals, der Rücken, der Steiß und die Gegend des Unterleibes sind bis zum After gelbroth, braun, schwarz und schmutzig gelblichweiß geschäckt. An den Wangen und an dem Halse sticht das Schwarze stark hervor; an der Brust und am Bauche aber das Gelbrothe mehr. Die Schwungfedern sind braun, weiß gesäumt, der Schwanz braun und grau geschäckt; die Beine braun.

Die Gattung ist in Mexiko und Guiana zu Hause. Die Mexikaner nennen sie Guauthzonekolin. Sie hat ein einschmeichelndes, etwas klagendes Geschrei. Ob sie in ihrer Lebensart und in ihren Sitten der einheimischen gemeinen Wachtel gleiche, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht angeben; doch ist es wahrscheinlich.

Die chinesische Wachtel.

(*Tetrao sinensis.*)

Sie ist nicht nur in China, sondern auch auf den philippinischen Inseln und vielleicht noch auf andern ostindischen Inseln einheimisch. Da sich in China auch unsere Wachtel findet, so sollte man diese zum Unterschiede die kleine chinesische Wachtel nennen. Nicht alle Exemplare, die man nach Europa bringt, sind von völlig gleicher Größe; die philippinischen stehen den chinesischen ein wenig nach. Uiberhaupt beträgt die Länge des Vogels 4, oder nicht viel über 4 Zoll; der Schnabel mißt $3\frac{1}{2}$ Linien, und die zusammengelegten Flügel reichen bis an die Spitze des Schwanzes, der nur kurz ist. Der Schnabel hat eine bräunliche Farbe. Das Gefieder ist auf den obern Theilen des Leibes eben so, aber hellbraun geschäckt; die Kehle ist schwarz; die Wangen und der Vorderhals sind weiß; auf den erstern befindet sich ein schwarzer Streif, der vom Schnabel anfängt, und sich vorn unter der Kehle endigt. Die Brust, Rücken und Flügel sind dunkelrothbraun, welches ins gelbbraune übergeht; der Bauch, die Schenkeln und der After sind kastanienbraun; die Schwungfedern hellbraun; der Schwanz auch kastanienbraun; die Beine gelb mit braunen Nägeln an den Zehen.

In den Sitten kommt diese Wachtel, wenigstens das Männchen, welches etwas größer und in seinem Vaterlande seltener ist, als das Weibchen, darin mit der gemeinen überein, daß sie eben so streitbar ist. Die Chinesen lassen sie daher auch mit einander kämpfen, und stellen Wetten dabei an. Auch sieht man aus den chinesischen Tapeten, daß man sich dort dieser Vögel ebenfalls zum Erwärmen der Hände bedient. Die Europäer nehmen öfters von China mehrere Weibchen dieser Gattung mit auf ihre Schiffe, um sie auf der Rückreise in Pasteten zu genießen.

Die schwarzhälsige Wachtel.

(*Tetrao nigricollis.*)

Von der Größe der gemeinen Wachtel und etwa $6\frac{1}{2}$ Zoll lang. Sie hat einen aschgrauen nicht eben starken Schnabel, und an den Füßen nur 3 Vorderzehen, wie der Trappe. Die obern Theile des Kopfes sind schwarz und weiß, gelbroth gemischt; die Seiten des Halses tief herab aschfarben, gelbroth und schwarz geschäckt; die Kehle, der Unterhals bis auf die Brust sind schwarz; die Brust, der Bauch und die Schenkel aschfarben. Zu beiden Seiten an der Gegend der Brust hat das Gefieder eine gelbrothe Farbe; der obere Theil des Halses und Rückens ist gelbbraun und schwarz geschäckt; die Deckfedern der Flügel sind unregelmäßig gelbroth und aschfarben melirt; außerdem haben sie noch unregelmäßige gelblich weiße Flecken, die größtentheils von einem weißen Streif begleitet sind; die Schulterfedern haben zum Theil dieselbe Farbe und dieselbe Zeichnung. Die untern Schwanzdeckfedern sind schwarz gestreift; die Schwungfedern braun, die 3 oder 4 äußern weiß geründet; der Schwanz hat die Farbe der obern Theile des Körpers; die Beine sind aschgrau.

Die luisianische Wachtel.

(*Tetrao mexicanus.*)

Sie ist mit der vorigen, also auch mit der unsrigen, von einerlei Größe, und mißt bis zur Schwanzspitze 8 Zoll. Sie hat einen rothen ziemlich starken Schnabel; das Kopfgefieder ist oberwärts kastanienbraun und schwarz gemischt; neben jedem Auge läuft ein schwarzer Streifen hin, der von der Schnabelwurzel anfängt, und nach dem Halse herab breiter wird. Die Kehle ist weiß, etwas grau gefleckt; der Hinterhals kastanienbraun, ein wenig weiß und schwarz geschäckt. Die obern Theile des Körpers, der Steiß und die Flügel sind kastanienbraun mit wellenförmigen schwarzen Streifen durchzogen; der Vorderleib ist bis zum After weiß mit schwarzen wellenförmigen Streifen gezeichnet; am Halse und an den Seiten mit einer Mischung von gelbrothen Flecken. Die braunen Schwungfedern haben graue Ränder und auswärts gelbrothe Flecken; die beiden mittlern Schwanzfedern sind kastanien-

braun mit kleinen schwarzen Streifen durchzogen; die übrigen aschfarben, an den Spitzen mehr oder weniger von der Farbe der mittlern; Beine und Klauen sind roth.

Luisiana, Mexiko und andere amerikanische Länder sind das Vaterland dieser Gattung.

Die Maluinische Wachtel.

(*Tetrao Falklandicus.*)

So groß, wie die vorhergehende und auf den Maluinischen- oder Falklandsinseln einheimisch. Der Schnabel ist stark und bleifarben; die obern Theile des Körpers sind hellbraun; die Mitte der Federn dunkler und gegen das Ende 2 oder 3 krumme Striche von derselben Farbe. Die Seiten des Kopfs sind weiß gesprenkelt; das Kinn, der Vorderhals und die Brust bräunlich gelb, mit Flecken und gekrümmten Strichen von brauner Farbe gezeichnet, die aber heller ist, als oben. Der Bauch, die Schenkel und der After sind weiß; die Schwungfedern dunkelbraun mit hellerer Einfassung; der Schwanz braun mit hellern Bändern; die Beine braun.

Von allen diesen ausländischen Wachteln hat noch niemand weder ihre Lebensart, noch ihre Sitten und sonstigen Eigenschaften beobachtet, und man kennt sie, wie die meisten ausländischen Vögel, nur nach ausgestopften und in Naturaliensammlungen befindlichen Exemplaren.

1

2

3

4

5

6

25.

Finken verschiedener Art.

Das Geschlecht der Finken unterscheidet sich von andern Singvögeln vorzüglich durch den kegelförmigen, geraden und zugespitzten Schnabel. Die Arten, deren wir bis jetzt 110 kennen, empfehlen sich theils durch ihr schönes Gefieder, theils durch ihren angenehmen Gesang. Blos 13 dieser Arten leben bey uns in Deutschland.

Fig. 1. Der gemeine Fink.

(*Fringilla coelebs.*)

Der gemeine Fink ist allenthalben seines muntern Gefieders und angenehmen Gesanges wegen beliebt, und wird deßwegen auch häufig als Stubenvogel gehalten. Den Namen hat er von dem Laute, Fink, Fink, Fink! den er des Tages so oft ruft, erhalten. Seine Länge beträgt $7\frac{1}{2}$ Zoll, die Breite mit ausgespannten Flügeln 11 Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich von dem hier abgebildeten Männchen dadurch, daß es kleiner, und schmutziger von Farbe ist. Der gemeine Finke bewohnt ganz Europa und einige Theile von Afrika. Im October zieht er aus unseren Gegenden, bis auf wenige zurückbleibende, weg, und kömmt erst im März zurück. — Seine Nahrung besteht aus mehrern Gesämen und Körnern.

Fig. 2. Der Bergfink.

(*Fringilla montifringilla.*)

Der Bergfink ist so groß als der gemeine Fink, aber noch schöner, da sein Gefieder aus einem abwechselnden glänzenden Schwarz, Hoch- und Orangengelb besteht. Er bewohnt

das nördliche Europa, kömmt aber im Winter auf seinen Zügen auch in unsere Gegenden, wird da von unseren Vogelstellern häufig gefangen, und auch als Stubenvogel gehalten. Seine Stimme besteht in einem unangenehmen Quäcken.

Uibrigens nährt er sich wie der gemeine Fink.

Fig. 3. Der Schneefink.

(*Fringilla nivalis.*)

Ist selten in Deutschland, und bewohnt die höchsten Gebürge der Schweiz, Frankreichs und Persiens. Sein Gefieder besteht aus einer sanften Mischung von Gelblich-weiß, Aschgrau und Braun. Er ist 8 Zoll lang.

Fig. 4. Der Haussperling.

(*Fringilla domestica.*)

Dieser listige verschlagene Vogel, der sich allenthalben nahe an die Wohnungen der Menschen ansiedelt, bewohnt ganz Europa, Asien und einen Theil von Afrika. Er ist kleiner als der gemeine Fink. Da der Sperling eben sowohl von Raupen und Insecten, als von Körnern und Gesämen lebt, so möchte sein Nutzen fast eben so groß, als sein Schaden seyn. Sein Fleisch ist, wie das aller hier angegebenen Finkenarten, wohlschmeckend und eßbar.

Fig. 5. Der Feldsperling.

(*Fringilla montana.*)

Ist kleiner als der Haussperling. Seine Farbe besteht aus abwechselnden Hellrothbraun und Weiß. An der Kehle hat er einen schwarzen Ring. Er bewohnt wie der vorige ganz Europa, lebt im Sommer in den an Getraidfelder stoßenden Gebüschen, nistet in hohlen Bäumen, und zieht im Winter nach den Wohnungen der Menschen.

Fig. 6. Der Graufink.

(*Fringilla petronia.*)

Ist der kleinste der hier abgebildeten Finkenarten, denn seine Länge beträgt nur 6¼ Zoll. Er lebt in mehrern Ländern von Europa, ist in Deutschland aber selten. Der Kopf und der Rücken ist rothbraun, der Bauch röthlich-weiß, die untere Seite des Halses gelb.

Finken verschiedener Art.

In der gemeinen Sprache wird das Wort Fink gewöhnlich nur von einer einzigen Gattung von Vögeln gebraucht. In der systematischen Naturgeschichte aber nimmt man es in einem viel weitern Sinne; man versteht darunter ein ganzes Geschlecht von Vögeln, das mehr als 110 Gattungen begreift, und zum Kennzeichen einen kegelförmigen, geraden, zugespitzten Schnabel hat. Nicht nur in der äußern Bildung, sondern auch in ihrer Lebensart kommen diese Vögel mit einander überein. Ihre Hauptnahrung besteht in allerlei Sämereien, welche sie allemal vorher ausschälen, ehe sie dieselbe verschlucken. Mehrere fressen nebenher noch Insekten. Manche unter ihnen sind ihres angenehmen Gesangs wegen sehr beliebt. In Deutschland leben überhaupt 13 Gattungen dieses Geschlechts.

Der gemeine Fink.

(*Fringilla coelebs.*)

Uiberall, wo nur einiges Buschwerk und einzelne Bäume anzutreffen sind, findet sich auch in Deutschland dieser Vogel. Er kommt an Größe dem gemeinen Haussperlinge bei, nur ist er mit einem etwas längeren Schwanze versehen. Seine ganze Länge beträgt 7¼ Zoll; die Breite aber, wenn er die Flügel ausspannt, etwas über 11 Zoll; der Schwanz an sich ist 3 Zoll lang, unten etwas gespalten und bis zur Hälfte von den Flügeln (im Ruhestande) bedeckt. Der 6 Linien lange, ziemlich starke, an den Rändern ein wenig eingebogne

Schnabel verändert seine Farbe. Im Frühjahre, sobald der Fink zu schlagen anfängt, färbt er sich hornblau, und so bleibt er bis in den Herbst, wo er allmählig eine knochengelbe Farbe bekommt. Der Augenstern ist kastanienbraun; die Beine sind schwarz. Auf der Stirn hat das Gefieder eine schwärzliche Farbe; auf dem Scheitel und dem Nacken ist es graublau. Der obere Theil des Rückens und die Achselfedern sind kaffeebraun mit einem olivenfarben Anstriche; der untere Theil des Rückens ist zeisiggrün. Die Wangen, die Kehle, die Brust und der Bauch sind fleischröthlichbraun, welche Farbe am After ins Weißliche übergeht; die Schwungfedern sind schwarz mit grünlichgelber und weißer Einfassung; die schwarzen Deckfedern der Flügel haben einige weiße ins Gelbe fallende Streifen und Flecke. Der Schwanz ist schwarz; nur seine beiden äußern Federn haben einen weißen Fleck.

Das Weibchen läßt sich durch seine geringere Größe und durch das unansehnlichere Gefieder leicht vom Männchen unterscheiden. Der Oberleib ist meist überall graubraun mit olivenfarbenem Anstriche; der Unterleib röthlichgrau, nach hinten zu fast schmutzig weiß. Die jungen Männchen haben fast dieselbe Farbe, wie das Weibchen; doch nehmen sie schon bei der ersten Mauserung einen lebhaftern Anstrich an; aber erst nach einem Jahre werden sie so schön, wie die Alten.

Der gemeine Fink, der auch Buchfink, Wald- und Rothfink heißt, ist einer der gewöhnlichsten Vögel bei uns in Deutschland und in andern Theilen von Europa. Der Laut: Fink, Fink! den er gegen das Ende des Winters beständig hören läßt, gab Veranlassung zu seinem Namen. Außer diesem hört man noch verschiedene andere Töne von dem Männchen. Sein gewöhnlicher Gesang, der sich gewissermaßen den artikulirten Tönen, also dem Sprechen nähert, und weswegen dieser Fink so allgemein beliebt ist, wird das Schlagen genannt. Es ist nicht bei allen Finken einerlei. Manche Modifikationen davon haben sehr auffallende Aehnlichkeit mit gewissen Tönen, welche Worte unserer Sprache sind. Dahin gehört z. B. Bräutigam, Reitzug, Weingesang, Musketier, Malvasier und andere. Die Einbildungskraft muß freilich bei mehrern dieser Namen das Beste thun; indeß benennt man einmal nicht nur den Gesang oder den Schlag, sondern auch den Finken selbst darnach.

Im Freien wird das Schlagen der Finken in der Mitte oder mit dem Ende des Märzes schon gehört. Es dauert ungefähr bis gegen das Ende des Junius. In der Stube fangen diese Vögel meist viel früher an, und hören auch später auf; ja, man hat Beispiele, daß sie ungezwungen den Winter über schlagen, und sich sogar durch die Mauserung nicht davon abhalten lassen. Vor dem eigentlichen Schlagen geht ein Zirpen vorher. — Das Mittel, den Finken durch Blendung der Augen durch Brennen zum unaufhörlichen Schlagen zu zwingen, ist unnatürlich und grausam.

Der Finke nimmt seinen Aufenthalt in allerlei Wäldern, sie mögen Nadel- oder Laubholz enthalten. Er hält sich auch in Gärten auf. Da er sich gern badet, so nimmt er seinen Standplatz vorzüglich gern in der Nähe eines Gewässers. Er ist lebhaft und munter, aber doch etwas plump, wenigstens so geschickt nicht, wie der Zeisig, Stieglitz und andere Finkengattungen. Gesellig ist er nur im Winter und überhaupt außer der Zeit der Paarung und Fortpflanzung; um diese Zeit aber wird er aller Gesellschaft abgeneigt und so beißig, daß zwei Männchen aus Eifersucht, wenn einer in des andern Revier kommt, nicht selten blutige Kämpfe führen, welche bisweilen mit dem Tode, gemeiniglich aber mit der Flucht des Schwächern endigen.

Im September, und früher noch, thun sich die Finken in größern oder kleinern Heerden zusammen, und streichen dann bis in den November von einem Orte zum andern. Die jungen Männchen ziehen in Gesellschaft der Weibchen meistentheils in etwas mildere Gegenden der Erde, vermuthlich aber nicht gar weit. Mehrere bleiben auch selbst bei strengen Wintern hier, und werden dann einzeln unter den Heerden der alten männlichen Finken angetroffen. Herr Bechstein behauptet zwar, daß die gewöhnliche Angabe der Naturforscher, als zögen nur die weiblichen Finken von uns weg, ungegründet sey; allein in den hiesigen Gegenden bestätigt sie die Erfahrung; denn man sieht hier in den strengsten Wintern ganze Schaaren alter, schön gefärbter Finken auf den Meier- und Bauerhöfen und an den Landstraßen, aber nur selten ein Weibchen, oder ein junges Männchen.

Mit dem Anfange der schönen Jahreszeit, im März oder April, trennen sich die zurückgebliebenen Männchen, und suchen sich Standplätze aus, von welchen sie ihren Gesang ertönen lassen, um dadurch die von der Wanderung zurückkommenden Weibchen herbei zu locken. Ein solcher Standplatz hält im Umfange etwa einige 100 Schritte, innerhalb deren kein anderer männlicher Fink geduldet wird. Hier setzt es nicht selten die hitzigsten Kämpfe. Wenn sich ein Paar zusammen gefunden hat, so pflegt es der Liebe, und bauet bald darauf ein halbkugelförmiges, sehr tief gehöhltes, schön gerundetes Nest aus Moosen, Baumflechten, dünnen Reisern, Spinnweben u. dergl. Meistens wird dasselbe auf einem gabelförmigen Zweig bald höher, bald tiefer befestigt. Das Nest des Finken ist eins der künstlichsten und ziemlich fest in einander verwebt. Jedes Paar brütet gewöhnlich zweimal im Sommer. Das erstemal beläuft sich die Anzahl der hellbläulichen, braunpunktirten und gestrichelten Eierchen auf 4 bis 5; das anderemal auf 3 bis 4. Nach 14 Tagen kommen die Jungen aus. Es ist sonderbar, daß die von der ersten Brut fast lauter Männchen und von der zweiten fast lauter Weibchen sind. Beide Eltern, welche den Bau des Nestes und die Ausbrütung der Jungen gemeinschaftlich übernehmen, sorgen auch mit gleicher Zärtlichkeit für die Ernährung derselben. Das Futter, das sie ihnen bringen, besteht bloß in Insekten. Die jungen Finken lassen sich, wenn man sie zur gehörigen Zeit, d. i. wenn sie den Schnabel noch bei Annäherung eines Federkiels aufsperren, leicht mit zerriebener, in Milch aufge-

quellter Semmel erziehen. Nach und nach kann man sie an eingeweichten Rübsaat gewöhnen. Sie pflegen gegen die Zeit der Mauserung häufig zu sterben; um dieses zu verhindern, giebt man ihnen lebendige oder todte Insekten, aber Ameisenpuppen und Mehlkäferlarven. Sie sind sehr gelehrig, und werden ungemein zahm; schlagen auch fast zu jeder Jahreszeit.

Die Nahrung der alten Finken sind theils Insekten, theils Sämereien. Sie fressen Fliegen, Schnaken, Schmetterlinge, kleine Raupen und Käfer; desgleichen Fichten, Tannen- Buchensaamen, Hirse, Waizen, Haser, Rübsaat, Lein, Dotter, Senf und andern Samen. Mohn lieben sie, wie alle samenfressende Vögel, vor allem; eben so den Hanf. Im Käfig eingesperrt ist Sommer- und Winterrübsaat ihre gewöhnliche Kost, wobei sie sich wohl befinden. Wenn man sie frei herumfliegen läßt, ist auch das Gerstenschrot, in Milch geweicht, ein gutes Futter für sie. Außerdem fressen sie noch allerlei Beeren.

Die natürlichen Feinde des Finken sind Wiesel, wilde Katzen, Marder und dergleichen Raubthiere, welche die Eier und Jungen fressen; der Sperber, andere Falken und der große Würger stellen den Alten nach. Auch der Mensch fängt viele weg. Dieß geschieht auf verschiedene Art, z. B. auf dem Heerde, im Winter mit einem Schlaggarn, auf den Lockbüschen, mit Schlingen von Pferdehaaren, die an einem in dem Schnee verscharrten Reifen befestigt sind ꝛc. Besonders belustigend ist das sogenannte Stechen der Finken. Hiebei wird die erwähnte Eifersucht der Männchen im Frühjahre benutzt. Man nimmt einen zahmen Finken, welcher den gewöhnlichen Ton: Fink, Fink! oft wiederholt, und bindet ihm die Flügel so zusammen, daß er am Laufen und Hüpfen nicht gehindert wird; dann befestigt man über der Schwanzwurzel ein dünnes, gabelförmiges, mit gutem Vogelleim bestrichenes Rüthchen, und läßt den Vogel in der Nähe eines Baums laufen, auf welchem ein Fink seinen Standplatz gewählt hat. Der gefangene Vogel läßt bald seine Stimme hören; aber in dem Augenblick kommt auch der Inhaber des Reviers vom Baume herab, um den Nebenbuhler wegzubeißen. Zu dem Ende greift er ihn wüthend an, setzt sich auf ihn, um ihn mit Bissen zu verwunden, bleibt aber an der Leimruthe kleben. Geübte Vogelsteller fangen auf diese Art in ein paar Stunden oft einige Duzend Finken. Es ist aber billig, daß man sich dieses Fangmittels nicht zu der Zeit bedient, wenn diese Vögel bereits gepaart sind, oder gar Eier und Junge haben, weil man dadurch die süße Bande trennt, welche die Natur zwischen beiden Geschlechtern geknüpft hat. Gewöhnlich stirbt auch ein von seiner Familie getrenntes Männchen in den ersten Tagen vor Gram und Sehnsucht.

Der Schaden, den die Finken etwa dem Hanfe oder Salatsaamen zufügen, ist nicht beträchtlich; dagegen stiften sie durch die Vertilgung vieler Insekten großen Nutzen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend.

Der Bergfink.

(*Fringilla montifringilla.*)

In den hiesigen und mehrern andern Gegenden kennt man diesen Vogel unter dem Namen Quäker; hie und da heißt er auch Gegler oder Gägler. Er ist ungefähr so groß, wie ein Männchen vom gemeinen Finken; doch bemerkt man unter den Individuen einen beträchtlichen Unterschied in der Größe. Der Schwanz ist nur $2\frac{1}{2}$ Zoll lang. Der Schnabel hat die Länge von dem des vorigen, ist aber stärker; im Sommer gelb und nur an der Spitze schwarzblau; im Winter überall schwarzblau oder braun. Das Gefieder sieht schöner aus, als beym vorigen. Der ganze Kopf, der Nacken und Hals ist glänzend schwärzlich, und jede Feder hat eine rostgelbe Einfassung, die bey Jungen stärker, bey ältern Vögeln schwächer ist. Das Genick und die Backen haben einen weißen Anstrich; der Bürzel ist weiß; die Schwanzdeckfedern sind schwarz mit aschgrauen Spitzen; die Schultern orangegelb, die Gurgel, die Brust und zum Theil die Flügeldeckfedern eben so; der Bauch und einige von den Schwanzdeckfedern weiß; die Seiten schwarz mit rothgelber Einfassung; die großen Deckfedern der Flügel und die hintern Schwungfedern ebenfalls schwarz, erstere mit orangegelben Spitzen und letztere mit breiter Einfassung von gleicher Farbe; die vordern Schwungfedern sind schwärzlich; die innern kleinen Deckfedern der Flügel hochgelb, die übrigen weiß; der etwas gabelförmige Schwanz hat eine schwarze Farbe; seine äußersten beyden Federn mit merklicher weißer Einfassung nach der Wurzel. Uibrigens findet man unter diesen Vögeln viele Abweichungen, die vielleicht nicht bloß vom Alter herrühren.

Das Weibchen hat einen rothgrauen schwarzgedüpfelten Kopf; an den Seiten einen schwarzen Streifen; die Backen und der Nacken sind aschgrau und die übrigen Theile nicht so lebhaft und schön von Farbe.

Der Bergfink gehört eigentlich im Norden von Europa zu Hause. Dort nistet er in den großen und wenig bewohnten Wäldern; einzelne mögen jedoch auch in Deutschland hie und da nisten. Zu uns kommen diese Vögel nur mit dem Anfange des Winters; aber meistens in großer Menge. Sie verbreiten sich auf ihren Zügen über ganz Europa. Mit dem Oktober, wo es in ihrer Heimath schon sehr kalt ist, kommen sie zu uns. Sie lieben — wenigstens auf ihrer Wanderschaft und bey uns — die Gesellschaft von ihres Gleichen nicht nur, sondern auch von den gemeinen Finken, den Grünlingen, Goldammern und Sperlingen, mit welchen sie, sobald der Schnee die Erde überall bedeckt hat, in Heerden nach den Höfen, Ställen und Misthaufen kommen. Sie gehen auch, wenn der Schnee zu hoch wird, zum Theil von uns weg nach südlichern Ländern, kommen aber zurück, sobald es gelinder wird. Fällt bey uns kein Schnee, so halten sie sich in den Waldungen auf, und

zwar des Nachts in den dichten Zweigen der Nadelbäume, am Tage aber der Nahrung wegen in den Buchenwäldern, wo sie den Samen von der Erde auflesen. In der Mitte, oft auch schon mit dem Anfange des Märzes kehren sie nach ihrer Heimath zurück. Hier nisten sie in den Nadelwäldern. Das Nest besteht aus Moosen, Thierhaaren und andern Dingen. Die 4 bis 5 gelblich gefleckten Eyer werden in 14 Tagen ausgebrütet, und die Jungen von beyden Aeltern mit Insekten aufgezogen. Uiberhaupt ähneln die Bergfinken den gemeinen Finken in der Lebensart sehr. Alles was jenen zur Nahrung dient, z. B. Insekten, allerley Samen u. s. w. fressen auch diese. In der Gefangenschaft halten sie sich besser, als irgend ein anderer Vogel, und nehmen mit allem vorlieb, was man ihnen giebt. Milch und Gerstenschrot ist ihnen ein Leckerbissen. Sie verzehren den Tag über eine starke Portion.

Im Käfig hält man diese Vögel allenfalls ihres schönen Gefieders wegen; denn auf Gesang darf man bey ihnen keine Rechnung machen. Ihre Stimme ist ein lang gedehntes Quaken, das nichts weniger, als angenehm klingt; einen nur einigermaßen melodischen Gesang habe ich nie von ihnen gehört. Sie sind gegen andere Vögel sehr beißig, und leben, zumal wenn sie mit ihnen in einem großen Käfig eingesperrt sind, mit denselben in Streit; besonders beißen sie vor dem Schlafengehen alle diejenigen Vögel, die sich neben ihnen einen Ruheplatz wählen, und halten sie unter einem durchdringenden Geschrey von sich entfernt.

Da diese Vögel im Sommer Länder bewohnen, wo sie nicht so von dem Menschen verfolgt werden, wie die bey uns einheimischen Vögel; so scheinen sie auch wenig von der Gefahr zu wissen, die ihnen die Nähe des Menschen bringen kann. Nicht aus Dummheit, sondern aus Unerfahrenheit kommen sie nahe an die Wohnungen der Menschen, gehen sogleich auf das über den Schnee hingestreute Futter los, und achten keine Falle, die ihnen gestellt ist; daher ist auch fast kein Vogel, außer den Meisen, leichter zu fangen, als der Quäker. Auf dem Finkenheerde erhält man auf Einem Zuge oft ein Schock, und mit dem Schlagegarn kann man, wenn einige Lockvögel ausgehängt werden, die ihre Kameraden herbeylocken, ebenfalls einen ganzen Zug bedecken. Sie gehen, besonders wenn Hanf eingestreuet wird, auch in den Meisenkasten und sehr leicht unter das Sieb; ja, diese letztere Kost ist so anziehend für sie, daß, wenn man sie auch wieder fliegen läßt, sie sich dennoch gleich von neuem unter das Sieb wagen.

Das Fleisch wird seines angenehmen bitterlichen Geschmacks wegen von Vielen gern gegessen.

Der Schneefink.

(*Fringilla nivalis.*)

Ein Vogel, der in unsern ebenen Gegenden und überhaupt in den mehrsten Provinzen Deutschland unbekannt ist. Er bewohnt die hohen Alpen des südlichern Europa und des wärmern Asiens, und wird nur selten in deutschen Gebirgsländern gesehen. Im Winter, wann der Schnee die hohen Gebirge bedeckt, zieht er nach den Ebenen, um hier seine Nahrung zu suchen. Er ist größer als der Haussperling; mißt 8 Zoll in der Länge, und mit ausgespannten Flügeln 14 Zoll in der Breite. Von dem 3 Zoll langen Schwanze lassen die Flügelspitzen nur einen halben Zoll unbedeckt. Der glänzend schwarze Schnabel ist etwas länger, als der Schnabel des gemeinen Finken, und scharf zugespitzt. Der Augenstern ist nußbraun; die Augenlieder sind weiß eingefaßt; die Beine glänzend dunkelbraun; der Scheitel, die Wangen, die Schläfe, das Genick, der Nacken und die Seiten des Halses dunkelaschgrau; Rücken und Schultern graubraun, hell und dunkel gewässert. Die Kehle ist schwarz und weiß gefleckt; der obere Theil der Brust weißgrau, der übrige Unterleib weiß. Die vordern Schwungfedern sind schwarz mit schmaler feiner rothgrauer Einfassung von außen; die übrigen Schwungfedern schön weiß, bis auf die vier letzten, welche, wie ihre Deckfedern, graubraun und blässer gerändet sind; die übrigen Deckfedern der Flügel haben eine sehr schöne weiße Farbe; die Afterschwingen sind schwarz. So einfach das Gefieder dieses Vogels scheint, so angenehm ist es im Leben.

Das Weibchen sieht beynahe ganz wie das Männchen aus; doch ist der aschgraue Kopf röthlich überlaufen, und der ganze Unterleib schneeweiß.

Da der Schneefink auf hohen unbewohnten Gebirgen lebt, und sehr scheu ist; so kennt man seine Lebensart noch nicht so vollständig, wie von den übrigen Finken. Im Käfig frißt er Rübsaat, Hanf, Mohn und überhaupt die Sämereien, welche den übrigen Finken zur Nahrung dienen; außerdem aber auch Insekten. — Es ist ein munterer, kecker und wilder Vogel, der in seinem Betragen dem Bergfinken am meisten gleicht. Sein Lockton ist: Kip, Kip! sein Gesang unangenehm.

Der Haussperling.

(*Fringilla domestica.*)

Gewissermaßen muß man diesen Vogel zu den Hausthieren rechnen; aber zu denen, die sich, wie die Ratten und Mäuse, dem Wirthe des Hauses als ungebetene Gäste aufdringen, wider seinen Willen in seinem Gehege hausen, und ihn selbst wie Feuer scheuen. Dem Aeußern nach ist der Sperling dem kleinsten Kinde bekannt: denn es ist kein Städtchen, kein Dörfchen, wo er nicht gesehen würde. Seine Lebensart aber enthält manche Merkwürdigkeiten, die nicht so allgemein bekannt sind, wie seine Gestalt. Das Längenmaß des ganzen Vogels beträgt $6\frac{1}{2}$ Zoll; das Maß der ausgebreiteten Flügel 10 Zoll, und der Schwanz ist etwas über 2 Zoll lang. Der starke, dicke, 6 Linien lange Schnabel ist im Winter hellbraun, im Sommer schwarzbraun, und an der Wurzel weiß, der Augenstern graugelb; die Beine sind graubraun. Scheitel und Wangen röthlich aschgrau; hinter dem Auge ein rothbrauner Streifen; um die Augen ein schwarzer Fleck; der Hintertheil des Halses ist grau; der obere Theil des Rückens und die Schultern roth, braun und schwarz gefleckt. Der untere Theil des Rückens röthlichgrau. Die Kehle, der Hals und der obere Theil der Brust ist schwarz. Von der untern Kinnlade läuft ein schmutzig weißer Streifen bis nach der Mitte des Halses herab; der untere Theil und die Seiten der Brust sind röthlichgrau; der Bauch schmutzig weiß; die kleinern Deckfedern der Flügel rothbraun, die vorletzte Reihe schwarz mit weißen Spitzen, welche eine weiße Binde auf den Flügeln bilden; die größern Deckfedern schwarz; die Schwungfedern dunkelbraun mit verschiedener Einfassung; die Schwanzfedern eben so.

Das Weibchen erkennt man sehr leicht an dem rothgrauen Kopfe, dem rothgrauen schwarzgefleckten Rücken; der gelblich weißen über den Augen laufenden Linie, dem schmutzig weißgrauen Unterleibe.

Jetzt finden wir den Haussperling nicht nur über ganz Europa im Norden und Süden, sondern auch im nördlichen und mittlern Asien, und in den kultivirten Theilen des nördlichen Afrika verbreitet. Mit der Kultur des Landes und dem zunehmenden Ackerbau dehnt er seinen Wohnplatz immer weiter aus. Ehemals, als Sibirien und überhaupt das nördliche Asien noch größtentheils unbekannt war, und nur in wenigen Gegenden Ackerbau betrieben wurde, traf man auch den Sperling nur hie und da an; jetzt hat er sich dort bey zunehmender Kultur viel weiter ausgebreitet.

Es ist ein ein Standvogel, der seinen Aufenthalt nicht verläßt, wenn er auch kleine Strecken weit umherfliegt. Ungeachtet er dem Menschen so nahe lebt, und sich so dicht an seine Wohnung wagt; so ist er doch sehr scheu; ja, man kann mit Recht sagen, eben dadurch scheu geworden. Er scheint es vollkommen zu wissen, daß er nicht beliebt ist, und

daß man ihm als einem Diebe nachstelle; daher ist er immer auf seiner Hut, und bey Erblickung des Menschen auch sogleich auf die Flucht bedacht, wenn ihm Gefahr drohen sollte. Er verräth große Schlauheit, und läßt sich auch beym heftigsten Appetit und dem schönsten Futter nicht in die gewöhnlichen Schlingen locken. Ein alter erfahrner Sperling, der schon mancher Gefahr glücklich entging, und dadurch behutsam gemacht wurde, nimmt die Flucht, wenn er den ihm nahe genug stehenden Menschen sich nach einem Steine bücken sieht. Uiber alles scheuet er Netze und überhaupt, was einige Aehnlichkeit mit denselben hat, und eben so sehr nimmt er sich vor allem, was einer Schlinge gleicht, in Acht. Selbst die Hungersnoth im Winter, wenn sie nicht aufs äußerste steigt, treibt ihn nicht, einen Fuß dahin zu setzen, wo neben Schlingen das leckerste Futter ausgestreuet liegt. Viel unerfahrner sind die Jungen. Noch nicht durch die vielfältigen Nachstellungen, welche die Alten erlebten, scheu gemacht und belehrt, gehen sie ohne Bedenken, selbst im Sommer, an gefährliche Oerter, in Ställe, wo Futter liegt, wo sie leicht gefangen werden können, und wohin alte ihnen nicht folgen. Nur da wird der schlaue Sperling zutraulicher, wo ihm niemand nachstellt. Auch in der Stube unter Menschen, die ihn pflegen und gehen lassen, verliert sich bald seine Wildheit.

Weder Stimme, noch Farbe empfehlen diesen Vogel, und er ist in unsern Gegenden der verachtetste. Sein Gefieder hat ein erdfahles Ansehen; seine Stimme, die in einigen gellenden unangenehmen Tönen besteht, hört niemand gern; seine Stellungen, sein Gang oder sein Hüpfen ist ungeschickt; sein Flug zwar schnell, aber schnurrend und flatternd, auch von kurzer Dauer. Alte Männchen empfehlen sich noch am meisten durch ihre Keckheit und Lebhaftigkeit.

Unter den Vögeln scheint der Haussperling am hitzigsten bey der Paarung zu seyn. Alte mehrjährige Sperlinge fangen damit schon zeitig im März an, und bauen, wenn die Witterung günstig ist, sogar schon ihr Nest in diesem Monat. Sie nisten dreymal im Jahre; die jungen einjährigen aber nur zweymal. Das Nest wird aus Stroh, Genist, Federn, Haaren und andern weichen Dingen unter Dachsparren, in Löchern, hinter verschlagenen Giebeln, auf Boden, in Schwalbennestern und in jedem schicklichen, vor Katzen gesicherten Winkel angelegt. Es ist ohne Ordnung gebaut, und verräth sich gewöhnlich durch die heraushängenden Strohhalme. Man hat einmal bemerkt, daß der ziemlich heftig beißende Sperling in Ermangelung einer andern Gelegenheit eine Schwalbe aus ihrem Neste verdrängte, und Besitz davon nahm; allein die Erzählung, daß die rechtmäßigen Besitzer eine Menge Kameraden zusammen gerufen und mit ihrer Hülfe den trotzigen Sperling im Neste eingemauert hätten, steht einer Fabel zu sehr ähnlich, als daß man sie nur wahrscheinlich finden könnte. — Sehr selten legt der Sperling sein Nest in der Höhle eines nahen Baums an. Die Zahl der Eyer steigt nicht leicht über 7; 4, 5 oder 6 findet man in den allermeisten Nestern. Sie sind grünlich weiß und dunkelaschgrau, und braun punktirt. Nach 14

Tagen ist die Brütung, bey der das Männchen die Mutter ablöst, vollendet. Beide Aeltern tragen den Jungen so viel Futter zu, als diese nur mögen. Es besteht in lauter Insekten. Alles, was die Alten fangen können, Spinnen, Fliegen, Schnaken, Schmetterlinge, Raupen, Käfer u. s. w. bringen sie im Schnabel herbey, und reichen es den Jungen, die sich herandrängen, und unter großem Geschrey den Schnabel öffnen. Ein einziges Nest voll junger Sperlinge bedarf zu seinem Unterhalte eine ansehnliche Menge Insekten täglich. Da nun dies größtentheils solche sind, die den Bäumen, den andern Gewächsen und überhaupt den Nahrungsmitteln des Menschen schaden: so sieht man leicht, daß die Sperlinge so unnütz nicht sind, wie Unwissende gemeiniglich behaupten. Man gebe einmal Acht, wie oft ein Paar Sperlinge den Tag über aus den Gärten mit einem Schnabel voll Raupen oder anderm Ungeziefer nach seinem Neste fliegt, und man wird sich bald überzeugen, daß, wenn dies nicht geschähe, jene Baumverderber in Kurzem so überhand nehmen würden, daß an keine Obsterndte zu denken wäre.

Die jungen Sperlinge beyderley Geschlechts sehen der Mutter so ähnlich, daß man sie nur schwer unterscheiden kann; aber mit der ersten Mauserung ändert sich ihr Gefieder. Sie fliegen bald aus, und lernen sich selbst versorgen; während die Aeltern bald wieder Anstalt zur zweyten Hecke machen.

Sperlinge sind ziemlich gefräßige Vögel, die aber auch mit allem vorlieb nehmen, was andere Finkengattungen nicht fressen. Sie ziehen ihre Nahrung theils aus dem Thierreich, theils aus dem Gewächsreich. Die Raupen sind ihnen eine leckere Kost; eben so die Heuschrecken und Maikäfer, unter welchen sie schreckliche Niederlagen anrichten. Durch diesen Fraß werden sie auf der einen Seite sehr nützlich. Auf der andern gereichen sie freylich auch dem Menschen zum Nachtheil. Zum Verdrusse des Landmanns verderben sie oft einen Theil seiner Erndte. Sobald die Gerste den milchähnlichen Saft gewinnt, der sich hernach zur Mehlsubstanz ausbildet, fallen Heerden von Sperlingen, die um diese Zeit auf den naheliegenden Feldern umherstreichen, über sie her, hängen sich an den Halmen an, und fressen die Aehren rein aus. Dies geschieht so lange, als das Korn noch weich ist. Härtet es sich, so gehen sie nach dem Waizen, den sie noch mehr verheeren. Eben so schädlich sind sie im Frühjahre dem ausgestreuten Samen der Gartengewächse, zumal der eingelegten Erbsen, und nachher den reifenden Samen des Salats, Kohls ꝛc. Wie unverschämt sie Kirschbäume und Weinstöcke plündern, ist bekannt. Dessen ungeachtet darf man nicht wünschen, ihr Geschlecht ganz auszurotten — wenn dies auch möglich wäre — denn das noch schädlichere Ungeziefer würde alsdann bald überhand nehmen; obgleich man ihrer allzu großen Vermehrung Schranken setzen muß.

Unter den kleinern Vögeln ist nicht leicht eine Gattung, die so viel Lebenskraft besitzt, wie der Haussperling. Er hält sich daher auch, wenn man ihn zum Spaße in der

Stube umher laufen läßt, 6 bis 8 Jahre bei schlechter Kost, bei Gerste, Brodkrumen, gekochten Kartoffeln und allerlei Abgängen vom Tische.

Da er schlau ist, und sich um die Wohnungen der Menschen aufhält, so hat er von Raubvögeln eben nicht viel zu fürchten; doch folgt ihm oft der Sperber bis unter das Dach nach. Nur selten beschleicht eine Katze oder das Wiesel einen Sperling, und die Jungen sind ebenfalls in ihren Löchern und Klüften ziemlich gegen alle Raubthiere gesichert. Sonderbar ists, daß der so schlaue Vogel sein Nest gleich wieder an demselben Orte anlegt, wo man es ihm eben zerstört hat.

Der Fang alter Sperlinge ist, wie gesagt, wegen ihrer Schlauigkeit mit Schwierigkeiten verbunden. Bequemer sind sie zu schießen. Da sie sich im Herbst und Winter in Schaaren zusammen thun, und auf Bäumen, Gesträuchen und auf der Erde niederlassen, so kann man mit Einem Schusse viele erlegen. Im Winter lassen sie sich auch, wie die Goldammern, durch hingestreueten Hecksel, durch Hafer und Gerste auf Einen Haufen zusammen locken, wo sie leicht zu schießen sind. Auch mit Schlagwänden kann man sie bei dieser Gelegenheit fangen. Auf Leimruthen gehen sie nicht; selten lassen sie sich unter das Sieb locken; aber in gewissen dazu verfertigten Körben kann man sie besser fangen. Ein solcher Korb wird auf folgende Art gemacht: Man bohrt in einem $2\frac{1}{2}$ Fuß langen und breiten, runden oder viereckigen Brete, 2 bis 3 Zoll vom Rande rings um eine Menge Löcher, nur so weit von einander entfernt, daß zwischen den hineingesteckten Weiden kein Sperling sich hindurch drängen kann. 5 Zoll hoch vom Brete wird ein Geflecht von 4 ganz dünnen Weiden rundherum; desgleichen ein ähnliches etwas höher hinauf, und 2 Fuß hoch oben noch ein drittes Geflecht gemacht, damit die Weiden zusammen halten. Uiber dem obersten Ende knickt man darauf die Weiden ein, biegt sie nach der Mitte hin, und bindet sie daselbst so zusammen, daß dadurch eine Decke auf dem Korbe entsteht. In dieser Decke wird eine Thüre angebracht, durch welche man die gefangenen Sperlinge herausnehmen kann. Damit sich nun diese Vögel fangen mögen, schneidet man auf allen Seiten des Korbes über dem untern Geflechte einige Weidenstöckchen heraus, und bringt solche Einkehlen, wie bey Fischreusen, in den dadurch entstandenen Oeffnungen an, welche auswendig so weit sind, daß der Sperling sehr bequem, und nach innen so eng, daß er nur mit einiger Mühe hindurch schlüpfen kann; befindet er sich einmal im Korbe, so ist ihm der Ausgang unmöglich. Auswendig befestigt man kleine Auftrittsbreter vor diesen Eingängen, und in den Korb wird Waizen und anderes Getraide gestreuet. Herr Bechstein versichert, daß man in einem solchen Korbe Sommer und Winter Sperlinge fangen könne, und manchen Tag an 20 Stück.

Man nimmt zu allerlei Mitteln seine Zuflucht; um die Sperlinge von dem Getraide, den Kirschen, Weintrauben u. s. w. abzuhalten. Die sogenannten Scheusale thun einige Tage allerdings ihre Dienste; bald aber merken die schlauen Vögel, daß sie sich dem Popans

ohne Gefahr nähern können, und dann treiben sie ihr Wesen wie zuvor. Von den Erbsenbeeten halten hingelegte Schlingen von Pferdehaaren sie recht gut ab; eben so sehr scheuen sie die über Kirschbäume und Weinstöcke ausgespannten Netze — Das beste Mittel, um ihrer gar zu großen Vermehrung Einhalt zu thun, ist, daß man ihre Nester aufsucht, und die Jungen verspeist. Das Fleisch von Jungen und Alten ist eine angenehme Speise, und kann eben so gut, wie von andern Vögeln, mit Appetit genossen werden.

Unter den verschiedenen Spielarten des Haussperlings bemerken wir hier nur die weiße, als eine besondere Seltenheit. Sie ist theils überall schneeweiß, theils gelblichweiß, und hat einen fleischfarbenen Schnabel, und Beine von derselben Farbe. Man hat mit dem Canarienvogel und dem Feldsperlinge Bastarde erzeugt, die eine gemischte Farbe hatten.

Der Feldsperling.

(*Fringilla montana.*)

Wie Mancher sieht den Feldsperling, wenigstens auf dem Lande, fast täglich vor seinen Augen, und weiß nicht, daß er spezifisch von dem Haussperlinge verschieden ist. Untersucht man ihn näher, so wird man indeß bald davon überzeugt; denn er ist etwas kleiner; hat einen kürzern, schwarzbraunen, an der Wurzel gelben Schnabel, der übrigens dem vom vorigen gleicht; einen kastanienbraunen Augenstern; bräunlich fleischfarbene Beine, und ein von jenem an Farbe und Zeichnung auffallend verschiedenes Gefieder. Der Oberkopf ist bis zum Nacken herab schön rothbraun; die Wangen sind weiß mit einem schwarzen Flecke; den Nacken umgiebt ein weißer Ring, der besonders bei den alten Männchen sehr merklich ist. Der Oberrücken und die Schulterfedern sind rostfarben, schwarz gefleckt, und mit Rothgrau vermischt; der Unterrücken rothgrau; die Kehle ist schwarz; ein breiter Streifen von gleicher Farbe läuft die Brust herab; zur Seite ist der Hals weiß; die Brust silbergrau; der Bauch und After schmutzig weiß; die Seiten sind rothgrau; die Schwungfedern dunkelbraun mit rostöthlichen Rändern; die Deckfedern schwarz mit rostfarbenen Rändern und weißen Spitzen, wodurch zwei weiße geperlte Querstreifen entstehen. Der Schwanz ist dunkelbraun mit gelber Einfassung.

Beim Weibchen ist der Halsring nicht so deutlich; die schwarze Kehle und der Wangenfleck kleiner, und der Kopf oben heller.

Der Feldsperling lebt in ganz Europa; auch findet man ihn im östlichen Sibirien und in Nordamerika. In Deutschland ist er gemein. Er befindet sich das ganze Jahr hindurch fast immer in Gesellschaft von seines Gleichen, nur die Zeit der Fortpflanzung ausgenommen. Den Sommer über bewohnt er die Getraidefelder, in deren Nähe Bäume, Gesträuche und überhaupt Buschwerk steht. Im Herbst und Winter zieht er sich nach den Dörfern, und mischt sich hier in den Gärten und Höfen gern unter die Haussperlinge. In Städten bemerkt man sie seltner. Da sie ihres Sommeraufenthalts wegen den Nachstellungen des Menschen nicht so stark und unaufhörlich ausgesetzt sind, so lassen sie auch den Menschen eher an sich kommen, und scheuen ihn nicht so. An Lebhaftigkeit übertreffen sie den Haussperling noch. Man sieht sie in steter Bewegung; doch ist ihr Gang plump. Sie fliegen nur niedrig über der Erde hin. Ihre Stimme ist wenig von der Stimme des Haussperlings verschieden.

Die Feldsperlinge fressen im Sommer, wie die Haussperlinge, allerlei Insekten, und suchen besonders die Raupen von den Bäumen und die Heuschrecken von den Feldern ab. Sie thun aber dem Getraide, der Hirse und andern Pflanzensamen nicht geringen Schaden.

Mit dem Anfange des Aprils trennen sie sich paarweise von einander, und jedes Paar sucht sich eine bequeme Baumhöhle zum Nisten auf. Heu, Stroh, Moos, Haare und Federn sind die Materialien, deren sie sich zu ihrem Neste bedienen. Sie hecken zweimal, und das Weibchen bringt jedesmal 5 bis 7 weißgraue, röthlich und dunkelaschgrau marmorirte Eier. Männchen und Weibchen theilen sich in das Geschäft des Brütens, welches nach 14 Tagen vollendet ist, und eben so besorgen sie die Erziehung der Jungen gemeinschaftlich. Sie bringen denselben allerlei Insekten in ihrem Schnabel zugetragen. Wann die Jungen eben erst ausgeflogen sind, sehen beide Geschlechter der Mutter sehr ähnlich, und es ist schwer, Männchen und Weibchen von einander zu unterscheiden.

Da diese Sperlinge nicht so scheu sind, wie die vorigen, so hat es auch mit dem Fange nicht so viel Schwierigkeiten. Wenn sich eine Schaar in einen dicken Weidenbusch niedergelassen hat, so kann man viele mit einem Schusse erlegen; dies geht im Winter bei hohem Schnee eben so leicht, wenn sie sich schaarenweise auf den Misthaufen niederlassen. Sie scheuen auch die Leimruthen und das Sieb nicht so sehr. Ihr Fleisch schmeckt noch besser, als das Fleisch des Haussperlings. Es giebt ebenfalls eine weiße Spielart. Da diese Vögel in Bäumen nisten, werden sie auch Baumsperlinge und von Vielen Rohrsperlinge genannt.

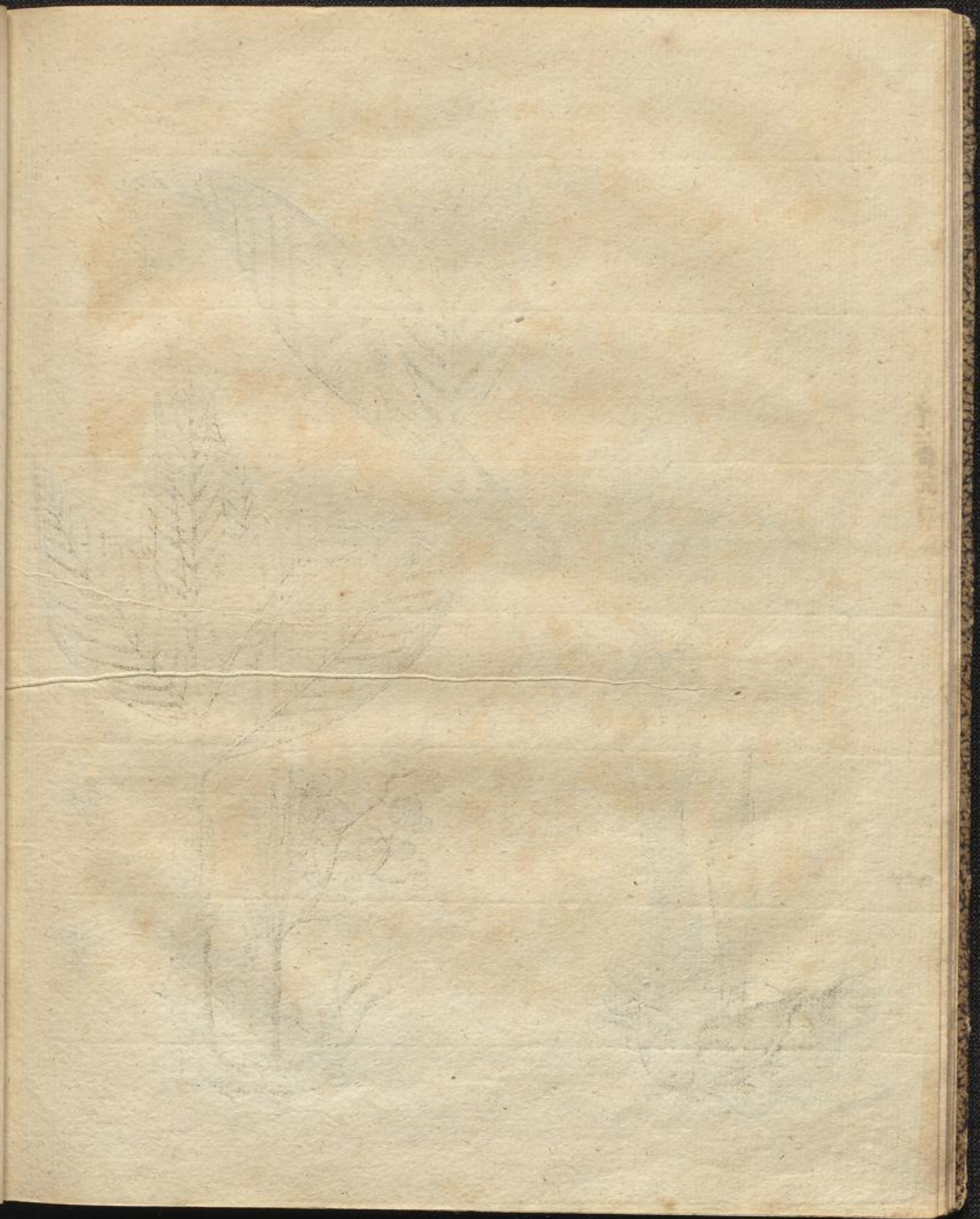
Der Graufink.

(*Fringilla petronia.*)

Er ist in Deutschland beinahe eben so selten, wie der Schneefink, wird aber in andern Ländern von Europa häufig angetroffen. Dem Weibchen des Goldammers ist er sehr ähnlich. Sechs und dreiviertel Zoll beträgt seine ganze Länge; $2\frac{1}{4}$ Zoll die Länge seines Schwanzes, den die Flügelspitzen weit herab decken. Die ausgebreiteten Flügel messen 12 Zoll. Der Schnabel ist dem Schnabel des gemeinen Sperlings an Größe und Form gleich, aber oben graubraun, und unten weißlich; graubraun sind auch die Beine; der Kopf ist bis in den Nacken herab röthlich aschgrau und dunkelbraun gefleckt; rund um den Kopf läuft von den Augen an ein schmutzig weißer, in unserer Figur nicht bemerkter Ring. Der Rücken ist braun, und seine Federn sind röthlichgrau gerändet, wodurch er graugefleckt wird; der Steiß und die Seiten sind graubraun; der Unterleib röthlichgrau und weiß gemischt; der Vorderhals gelb, an den Seiten aschgrau eingefaßt; die Flügel sind graubraun; ihre größern Deckfedern mit weißen Spitzen; der Schwanz ist ebenfalls graubraun mit hellbrauner Einfassung.

Das Weibchen sieht auf dem Oberleibe mehr grau aus; sein Halsfleck ist kleiner und blaßgelber.

Man weiß von der Lebensart dieses Vogels wenig zu sagen. Er soll in der Gefangenschaft keinen Laut von sich geben, und aus Empfindlichkeit gegen die Kälte im nördlichen Klima den Winter wegziehen. Nach der Heckezeit im Julius schlägt er sich in Gesellschaft zusammen, und bleibt darin bis zum Frühlinge. Seine Nahrung sind Insekten und Sämereien. Er nistet in hohlen Bäumen. Da, wo er häufig ist, hält man ihn für schädlich, weil er sich schaarenweise auf den Getraidefeldern niederläßt. Er ist so scheu und mißtrauisch, wie der Haussperling, und scheut Leimruthen und Schlingen, geht aber in die Netze.



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg